[Kolumne] : Begegnung in Capri

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Alter & Zukunft : Magazin der Pro Senectute Kanton Zürich**

Band (Jahr): **6 (1998)**

Heft 1

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Begegnung in Capri

Von Dieter Bachmann

Von diesem Weg ging der Blick wie von einer Kanzel weit hinaus und tief hinunter in die Bucht von Paestum, die freilich nur an den klarsten Tagen zu sehen gewesen war. Meist bedeckte sich das Meer mit einem leisen Schleier aus Dunst, früher aufsteigende Feuchtigkeit, heute wohl eher luftverdünntes Abgas vom Festland.

Es gab nichts mehr zu betrachten an dieser Natur ohne den sofortigen heftigen Schmerz darüber, daß das, was man sah, schon der Anblick einer Zerstörung war; auch wo man es nicht sah, war es zu wissen.

Jetzt drehte der Weg sich jäh in einen zerklüfteten Felskamin hinein, Treppenstufen führten steil in die Höhe an der Grotta Matromania vorbei, einer tief in den Berg hinein geschnittenen, trocken-dämmrigen Felsnische, in der die Reiseführer immer noch einen Schatten von den nächtlichen Ausschweifungen des Tiberius orten. Sofort wand sich die Treppe wieder wie ein Turmaufgang nach oben, um dann endlich, Rab atmete schwer, sich zu öffnen in das Grün einer noch einmal weiter oben vorspringenden Hangterrasse.

Schon während des letzten Treppenstücks waren abgerissene Töne, Fetzen einer verwehten Melodie, eine ferne Musik zu hören gewesen. Jetzt gab das Ohr die Richtung an; die Töne kamen von da oben, und es waren, auch wenn das unbegreiflich oder unmöglich war, Fetzen aus einem symphonischen Konzert. Das Auge sah von diesem Punkt nichts anderes als eine mit Reben bepflanzte Terrasse über einem lockeren Buschwald aus verknorzten Pinien, Zypressen und Ginstergestrüpp. Darüber Mauerwerk, die krummen Holzpfosten einer Loggia.

Wo die Treppe endete, führte ein Weg horizontal gegen jenen mächtigen Bogen aus Stein, den Arco Naturale, den eine Vorzeit aus dem massiven Fels ausgewaschen und als kühne Konstruktion hatte stehen lassen; ein beliebtes Ausflugsziel für die wenigen, die in Capri einen Weg unter die Füße nehmen möchten. An diesem Weg lag, an den steilen Abhang geklebt, eine Hütte; da kamen die Töne her. Rab stieg die paar Stufen hinunter zu dem Anwesen, dem, wie man jetzt sah, eine grosse Terrasse vorgelagert war. Hier schepperte ein Lautsprecher klassische Musik über den stillen Hang, auf dem man in solcher Höhe auch das Meeresrauschen nicht mehr hörte, kotzte Berlioz oder Beethoven in die Natur hinaus. Es hatte etwas Obszönes, diese Pariser oder Berliner oder Wiener oder Leipziger Musik in der offenen Mittelmeerlandschaft, Symphonieschlieren ohne den Deckel des Konzertsaals, etwas Unerlaubtes, etwas Abstossendes.

Aber die Widerwärtigkeit eines Wirts, der hier eine kleine Osteria betrieb und mit seiner Verrücktheit für klassische Musik eine tönende Reklame in die Luft setzte, machte auch neugierig. Auf der Terrasse ein paar Tische und Stühle, nur durch ein Holzgeländer von dem gewaltigen Panorama getrennt; im Dunkel des Hauses drehte der Plattenspieler. Rundherum hingen an den Wänden vergilbende Zeitungsausschnitte aus nordeuropäischen Ländern; die deutsche Presse sang das Loblied eines capresischen Wirts, der angesichts der Erhabenheit des Golfs von Neapel Beethovens Fünfte in die Luft schmettert.

Erst als Rab sich an eins der Tischchen gesetzt hatte, schlurfte der Alte von irgendwoher über die leere Terrasse.

Der Weißwein erwies sich als trinkbar, Tomaten und Käse, Öl und Salz waren auch da.

Rab war die einzige Kundschaft. Der Alte, wortlos, fummelte bei einem Schuppen etwas herum, fuhrwerkte in dem Gelump, das sich rund um sein Häuschen angesammelt hatte,

schlurfte wieder an Rab vorbei. Als die Platte zu Ende war, legte der Wirt etwas Neues auf; man hörte, bevor die Musik begann, das knasternde Schleifen der Nadel in der ausgefahrenen Rille, dann wurde alles wieder vom Scheppern der Symphoniker überschwemmt. Der Alte selbst war in dieser Umgebung offenbar völlig schweigsam geworden.

Das Panorama lag reglos in unrührbarer Schönheit. Wir müssen so leben lernen, dachte Rab unvermittelt, als ob jeder Tag der letzte sein könnte. Wir müssen damit leben lernen, dass alles, was wir anschauen, das letzte Mal angeschaut ist, das letzte Mal geliebt, immer schon betrauert. Wie man es in dieser Lage mit dem Kinderkriegen und der allgemeinen Fortpflanzung hält, ist eine unausdenkbare Schwierigkeit. Man könnte sich vorstellen, dass die jetzt Geborenen für eine Zeit von zwanzig, dreissig Jahren die Letzten sein sollten. Eine Pause einlegen, bis man klarer sieht. Es ist dann immer noch Zeit genug für eine neue Generation.

Rab schreckte auf, als ein Spaziergänger, ein älterer Herr in einer leichten grauen Sommerjacke und einem Strohhut, auf der Terrasse erschien und sich suchend umsah. Gegen seine Gewohnheit, sich abzusondern, wies Rab auf den leeren Stuhl an seinem Tischchen; der Mann grüsste wortlos und setzte sich. Als der Mann sich seinerseits einen Wein bestellte, hörte Rab, dass er Deutscher sein musste.

Malte. Malte, wiederholte der Mann; Malte, früher Schauspieler in München. Sein Kopf zitterte leicht, Parkinson, dachte Rab. Malte entblösste Goldzähne zu einem Lächeln: Sie kennen mich nicht?

Wie hätte Rab einen Namen aus der Theaterwelt kennen sollen? Aber Malte war ein Mann, der keine Antworten brauchte. Malte redete.

Seine Laufbahn. Die grausame Härte des Anfangs. Die ersten Jahre in Schweinfurt. Alles natürlich lange vor dem zweiten Weltkrieg. Malte hoffnungsvoll im zweiten Glied der Schweinfurter Schauspieltruppe, ein Spezialist für anspruchsvolle Nebenrollen.

Malte wird nach München verpflichtet, dort braucht man, um den grossen Staatsschauspielern den Erfolg zu garantieren, Nebenrollenspezialisten wie Malte.

Die Berühmtheiten kommen und gehen; Schauspieler wie Malte aber, sagt Malte, garantieren den Fortbestand der Sprechbühne. Sie stehen neben dem Star, wie man heute sage, vom Scheinwerfer nur gestreift, aber der Star ist nichts ohne solche wie Malte.

Aber da war Hitler. Hitler wollte, Malte wusste es sofort, den Krieg.

Der Alte wechselte in den Konjunktiv.

Wissen Sie, was ich getan hätte, wenn man mich einberufen hätte?

Rab blickte erwartungsvoll. Aus dem Lautsprecher plärrte jetzt etwas wie Beethoven.

Wäre ich für diesen Krieg des Herrn Hitler ins Feld gerufen worden, sagte Malte, ich hätte gewusst, was ich getan hätte. Wissen Sie was? Ich hätte mir einen Pyrotechniker gesucht, einen Spezialisten, jawohl, einen Feuerwerksspezialisten. Der hätte mir einen Apparat konstruieren müssen. Eine Rakete, sagte Malte, die innen am Wams befestigt worden wäre: genau über dem Herzen. Die Rakete wäre mit einem Mechanismus ausgerüstet gewesen folgendermassen: Wenn eine Feindeskugel dahergeflogen gekommen wäre und hätte mich getroffen, sagte Malte, wäre ein Mechanismus ausgelöst worden. Die Rakete wäre gezündet worden, sie wäre in den Himmel über dem niedersinkenden Malte geflogen und hätte über das Schlachtfeld davonfliegend die Worte geschrieben: Malte stirbt! Oben die Schrift, unten Malte, der vergeht.

Der Alte schaute Rab triumphierend an, sein Kopf zitterte wie ein schneller Puls. Schweigend tranken sie von dem Weisswein. Der Beethoven schien immer noch in der gleichen Rille zu drehen.

Aber ich habe überlebt, sagte Malte. Ich bin nicht einberufen worden; mein Buckel, Sie bemerken es kaum, man brauchte einen wie mich nicht für den Krieg.

Dr. Dieter Bachmann ist Chefredaktor der Zeitschrift für Kultur «du».
Der abgedruckte Text stammt aus seinem beim Verlag Ammann erschienenen Roman Rab.